

(Nachdruck verboten.)

Das Volkslied.

Novelle von Ulrich Frank. Frau Geheimrath von Redwitz führte ein elegantes Haus. Zu ihrem Salon traf sich Alles, was an Kunst, Wissenschaft und Literatur in der Hauptstadt Rang und Stellung einnahm, und die Mittwoch-Abende bei ihr gehörten zu den vornehmsten und anregendsten Besprechungen der Residenz.

Man durfte sicher sein, neben interessantesten, bedeutendsten liebenswürdigen Personen noch immer einigen besonderen Stars dort zu begegnen und in künstlerischer Hinsicht das Neueste und Beste bei ihr kennen zu lernen.

Vor allen Dingen war es aber die Musik, die mit großer Vorliebe und feinstem Verständnis gepflegt wurde. Frau v. Redwitz hatte in früheren Jahren selbst der Violine angehängt und als Sängerin sich eines namhaftesten Rufes erfreut. Als dann ihr Gatte sie dem Theater entführte, um nach kurzer, sehr glücklicher Ehe sie als Witwe zurückzulassen, hatte sie mit wahrhaft lebensgärtlicher Begierde sich der Musik gewidmet, in ihr Trost und Erhebung suchend. Zur Violine war sie nicht zurückgekehrt, sie war reich und wollte ihre Unabhängigkeit nicht aufgeben, aber eine eifrige Förderin der Kunst wurde sie, und einer liebsten Theilnahme durften Alle sicher sein, welche die Musik in ihr in Beschirmung brachte.

Es wurde gespielt und gesungen in ihrem Salon, alle fremden Künstler gaben ihre Karten bei Frau v. Redwitz ab und betrachteten es als einen Vorzug, von ihr empfangen zu werden, die Berliner Künstler verkehrten als Hausfreunde zwanglos und häufig in ihrem gastlichen, reizenden Heim. Zu denen, welche fast täglich kamen, gehörte ein Komponist, der auf dem Gebiete der Kirchenmusik rühmlichst bekannt war. So rein und streng, wie der Geist der Musik, die er sich zu seinem Fache erwählt hatte, so rein und streng, so ernst und gehaltvoll war er auch in seinem Wesen. Niemals kam etwas von jener aberwitzigen, kecken Lustigkeit, von jener Leichtgläubigkeit und Ungezogenheit, welche sie Künstlern eigen ist, bei ihm zum Vorschein, gemessen und kühl benahm er sich im größeren Kreis, ruhig, fast etwas befangen erschien er, wenn er mit Freunden von Redwitz allein oder mit wenigen vertrauten der andern, über jene schöne, schwermüthiges männliches Antlitz blickte es lag manchmal wie ein Lächeln, aber er selbst beherrschte sich niemals direkt an den trüblichen Scherzen und Anekdoten.

Frau von Redwitz zeichnete ihn stichtlich aus, es war für Jedermann leicht erkennlich, daß er eine bevorzugte Stellung bei ihr einnahm, und es war nicht eigentlich verwerflich, wenn man über ihre Beziehungen sich den verschiedensten Vermuthungen hingab. Sie war, wenn auch vereinzelt Ende der dreißiger Jahre, noch immer eine schöne, stattliche Erscheinung. Ihr rötlich schimmerndes Haar hätte sie sogar jünger erscheinen lassen, wenn nicht Gang und Haltung, eine gewisse vornehme Würde, eine Sicherheit und ein großes Selbstgefühl die völlig gereifte, welt-erfahrenere und weisere Frau verathen hätten. Edwina von Redwitz war eine jener Frauen, die des Einbruchs, den sie hervorbrachten, sich ganz bewußt sind und die Wirkungen berechnen können, die sie erzielen. Sie fühlte sich Aug, interessant, künstlerisch veranlagt, anregend, geistvoll, in guten Stunden selbst bedeutend — sie kannte ihre Vorzüge ganz genau, sie glaubte sogar, daß sie gut, opferfähig, vielleicht herrlich sein könnte, wenn — ja, wenn es darauf ankam.

Unter ihren guten Freunden und vielfachen Verehrern fand Vothar Herzen ihr am nächsten, weil er der Bedenkenste war. Selbstlicher, klar, verständig, tüchtig, energisch und hochbegabt, vereinte er Eigenschaften, welche ihr imponiren konnten, weil sie dieselben zu würdigen verstand. Er hätte als ausübender Künstler sicherlich auch Hervorragendes geleistet, aber sein ernstes Denken, seine außerordentlichen Kenntnisse der Technik der Musik, besonders der klassischen Kirchenmusik, hatten ihn diesem Fache zugeführt, und er gehörte zu den anerkanntesten Vertretern desselben.

Seine äußere Erscheinung war sehr sympathisch. Man konnte ihn einen schönen Mann nennen. Er war groß gewachsen, sein blondes Haar hing schlicht an dem ausdrucksvollen Kopfe herab. Das edle, regelmäßige Gesicht war von einem langen blonden Bart umrahmt und die grauen Augen blickten ernst, aber von mildem Glanze verklärt. Seine ganze Persönlichkeit schloß scheinbar jede lebensgärtliche Erregung, jede lebhafteste Gefühlswandlung aus, er schien wie der verführte Dreiflang, rein, klar, lauter.

Und diese beiden vortrefflichen, eigenartigen Menschen lebten nun neben einander seit Jahr und Tag — und aber das, was die Welt ihnen längst als ihr schönstes Werk zuruckwante, die Liebe, war noch nie zwischen ihnen ein Wort gewechselt worden. Er kam und ging, und sie empfing und beglückte ihn, sie waren ihrer Zugehörigkeit sich einander bewußt und doch — lebten sie sich? Er hätte sie nicht wissen mögen in seinem Leben, sie hätte entbehrt, wenn er ihr gegangen wäre für immer, ob

aber jenes befehlende, jubelnde, einzige Gefühl „Liebe“ in dieser geistigen Zusammengehörigkeit lag, darüber waren sie sich nicht klar.

Sie verkehrten innig und herzlich mit einander, sie waren von seltener Uebereinstimmung in Meinung und Urtheil, sie liebten dieselben Komponisten, sie verabscheuten dieselben frivolsten Richtungen in der Musik, in all ihrem Ehm und Wachen war ein gemeinsamer Zug, eine innerliche Harmonie, die oft sie selbst überraschte und in Staunen setzte — mußten sie daraus nicht den Schluß ziehen, daß sie für einander geschaffen seien?

Edwina hatte vor ihrer Bekanntschaft mit Vothar niemals an eine zweite Ehe gedacht, jetzt ertrappe sie sich öfter auf diesem Gedanken. Sollte der Zufall ihr diesen Mann, mit dem sie so wunderbar übereinstimmte, nur in den Weg geföhrt haben, damit sie an einander vorübergingen? Das schien fast unmöglich. Auch er erwog die Vortheile einer Ehe, welche in der Gleichartigkeit ihrer Anschauungen, Gesinnungsrichtung, Ideen und in sonstigen äußeren Verhältnissen die Basis künftigen Glückes bot. Edwina war ihm wirklich werth, und es war nur eine Frage der Zeit, wann das letzte entscheidende Wort gesprochen werde.

Allerdings, nach den symphonischen Gezeiten hätten Gegenätze, Variationen, Uebergänge, vielleicht sogar Dissonanzen nicht geschadet, bevor alles sich auflöst in reinster Harmonie! Aber es war nun einmal anders, er und sie standen ganz gleichwertig, gleichartig neben einander. Er, ein kraftvoller Mann, sie, eine kraftvolle Frau, beide sich ihres Werthes bewußt, beide viel gebend und beide viel verlangend, beide ganze Menschen, nicht erst sich ergänzend, sondern jedes für sich, ein fertiges, reifes Ganzes! Zwei vollkommene Geschöpfe! Werden sie zu einem sich verschmelzen? Ist das nach künstlerischen Bedingungen möglich?

Vothar wußte Edwina heute allein zu Hans. Das heißt so gut als allein. Sie hatte den Besuch einer Nichte bekommen, der früh verwaisten Tochter ihrer Schwester. Das junge Mädchen war auf dem Lande erzogen worden, jetzt sollte sie im Hause ihrer Tante einige Wochen verweilen. Die ersten Tage nach der Ankunft des Gastes wollte Frau von Redwitz Niemanden bei sich sehen, das fremde Kind sollte sich erst an die Großstadt gewöhnen. Vothar war natürlich von diesen Anordnungen ausgeschlossen. — Er war bei Edwina. Sie sah in ihrer eleganten Toilette sehr schön aus. Die Falten des schweren Seidenstoffes floßen an der hohen Gestalt weich hienieder, leicht zurückgelehnt saß sie im Sesselsuhl, die weiße, beringte Hand spielte mit einem japanischen Fächer, und träumend sah sie in die Gluth des Kamins.

Kein Wort wurde zwischen ihnen gewechselt. Er schaute sie an und sie schloß, daß sein Auge prüfend auf ihr ruhe. Aber keine Unruhe, keine heisse Wallung verursachte ihr das, sie wußte sich ihrer Sache sicher, sie konnte den Blick aushalten, wie sie doch schon und stolz und — beghrenswürth, selbst für einen Mann wie er es war. Schon beugte er sich herüber, um ihre Hand zu fassen, um endlich das erlösende Wort zu sprechen, als sie beide gleichzeitig aufblickten. Dort im Rahmen der Thür, zwischen den dunkeln Sammtportieren, sah aus großen, erstauerten Augen ein Mädchen zu ihnen herüber, und dann kam es lachend und sprudelnd von roten Lippen: „Tante, liebe Tante!“

Edwina fuhr auf, da daß sie schon zu ihren Füßen, die leichte, graziose Gestalt, ganz unbestimmt um die Anwesenheit des fremden Mannes, der sie ganz verwundert anblickte.

„Meine Nichte Alice“, stellte Frau von Redwitz vor; Vothar war aufgefunden und verbeugte sich vor dem jungen Mädchen, das an der Seite ihrer Tante auf den Knien liegen geblieben war und nur das Haupt zur Begrüßung neigte.

Er trat hinzu und reichte ihr die Hand. Es war wie ein Wunder, wie sie vor ihm knieend zu ihm empor sah, aus dunkeln, tiefen, mädchenhaften Augen. Dann sprang sie empor und schüttelte die weißen Locken, die unabsehbar kurz geschritten den Kopf umgaben. Wie ein bläulicher Schimmer lag es auf den schwarzen Haaren.

„Und dieses wilde, thörichte, weltfremde Kind ist meine Nichte“, sprach Edwina langsam, jede Silbe betonend, dabei sah sie ihn scharf an. „Sie muß diese Gast, die Lebhaftigkeit und dieses dunkle Haar von ihrem Vater haben, denn ich und meine Geschworenen waren blond und ruhig und — läßt.“

Er hörte ihr wie gestesabwehend zu und starrte immer nur Alice an, als hätte eine Offenbarung sich vor ihm vollzogen.

Frau von Redwitz bemerkte es. Herz und stolz war das Lächeln, das ihre Lippen umspielte.

„Sagen Sie, gnädigste Frau“, flammte er endlich sich fassend, „ihre Nichte, sieht sie nicht aus wie „Das Volkslied“ von Oscar Vogels, jene Mädchengegestalt, durch welche der Maler das Volkslied allegorisierte? Diese tiefgründigen und doch träumenden Augen, diese dunkle Haarfluth, dieses sinnende, fragende, sehnsüchtige und trotzdem herrliche Gesicht, dieser Storallenmund, diese kindliche Gestalt, die künftigen Liebreiz nur ahnen läßt, jungfräulich, keulich und doch amüthig — sinnlich, wie unser Volkslied...“

Zwei Augenpaare waren auf ihn gerichtet. Enttäuschung, Spott, Resignation in dem einen, Ungewißheit, dämmerndes Bewußtsein, Hoffnung in dem andern! Die Frau, welche vom Leben Abschied nimmt, das junge Mädchen, welches in dasselbe hineinleuchtet, standen vor ihm! Aber er stellte keine Vergleiche an, er wußte jetzt ganz genau, was zum Glück gehört, wie Schuppen fiel es von seinen Augen.

„Singt sie auch?“ fragte er.

„Ei freilich...“ gab Edwina völlig fahrlässig zur Antwort, wie sind alle musikalisch, die ganze Familie. Kleine nette Wieder kann sie...“ Dabei war sie zum Klavier getreten. Sie wußte jetzt, daß er niemals das letzte Wort sprechen würde... das schmerzte; vielleicht! aber es war gut so. Besser die Erkenntnis zur rechten Zeit als später. Und nun kannte sie sich ganz genau; sie konnte gut, aufopfernd, herrlich sein, wenn es darauf ankam!

Sie schlug eine Melodie an. Schlichtern, unbeholfen, aber mit seltener Wohlklang sang Alice: „Lang, lang ist's her.“ Waren Jahre vergangen zwischen getrennt und dem der letzten Stunde? „Lang, lang ist's her!“ Heller, freier, froher wurde die Stimme.

Vothar stand neben der holden Sängerin.

„Das Dratorium und das Volkslied!“ sagte Edwina plötzlich das Klavier schließend, beide fest anschauend. Alice sah verwirrt von einem zum andern. Sie begriff nicht, was sie sprachen.

„Dratorium und Volkslied!“ wiederholte er sinnend. „Woburd sollte in diesen Gegenätzen der Mythos vermittelt werden?“ fügte er dann wie aus wahren Träumen hinzu.

„Durch die Liebe!“ antwortete Edwina leise, indem sie auf Alice deutete, die mit abgewendetem Gesicht am Klavier saß.

Dankbar küßte er die Hand der schönen, großmüthigen Frau und ein seliges Lächeln umspielte seinen Mund, er fühlte, daß sie ihm verzeihen, und den wohnigen Glücksraum, der mit des jungen Mädchens Erscheinen an seinem Lebenshimmel aufzog, nimmer zerstreuen würde.

Er durfte um sie werben! Edwina selbst hatte es ihm angedeutet. Die Liebe sollte sie verbinden — ihn und Alice — das Dratorium und das Volkslied!

Erinnerungen eines alten Junggesellen.

IV.

Pfarrer's Rose.

(Schluß.)

Die ganze Nacht rollte ich das Problem im Kopfe herum: Kann aus einem kleinen Mädchen ein Knabe werden? Es ging sicher nicht an, schon wegen der langen Haare nicht. Es Sextaner mit solchen Locken!

Am Morgen fragte ich Johanna danach. „Ich glaube nicht, Hanschen“, sagte sie freundlich, „ich habe es noch nie gehört, daß aber einmal aus einem saulen, kleinen Knaben ein Mädchen geworden ist, weiß ich bestimmt.“

Also Johanna glaubte es auch nicht, es war sicher nicht möglich. Trotz ihrer hochmüthigen Art that mir die Kleine leid und ich sagte einen großen Entschluß: „Es ist gar nicht möglich, daß sie ein Knabe wird“, sagte ich zu mir selbst.

La stand sie Mittags wieder im heißen Sonnenschein am Baum, und wieder leeterte ich hinüber.

Diesmal führte sie mich zu einer verwilderten Geisblattlaube. Ich kam mir sehr großartig vor mit meinem heroischen Entschluß, und kaum hatten wir uns eingerichtet, als ich zu sprechen begann.

„Warum willst Du eigentlich ein Junge werden und aufs Gymnasium kommen?“

„Ich will, daß Papa mich lieb hat und mit mir spricht, wie mit meinem toben Bruder“, erwiderte sie.

Das hatte ich nicht erwartet, und es brachte mich etwas aus dem Zusammenhang; nichts desto weniger fuhr ich mit Protektormiene fort:

„Du hättest es eigentlich nicht möglich, ich weiß es jetzt bestimmt. Du könntest meine Braut werden.“

„Du bist ein dummer Junge“, sagte sie gelassen und schob mir den Spieß hin, indem sie ihre Worte reiterte. Ich wagte nicht mehr, auf das verhängliche Thema zurückzukommen. Als aber der Unterricht zu Ende war, fragte ich:

„Warum läßt Du Dich von mir unterrichten, wenn ich ein dummer Junge bin?“

„Ich habe sonst Niemand“, entgegnete sie aufrichtig.

„Kann denn Dein Vater nicht Latein?“

„D“, sagte sie, und ein stolzer Glanz leuchtete in ihren Augen, „der und nicht Latein können! Frage, was er nicht kann!“

„Warum unterrichtest er Dich denn nicht selbst?“

„Weil er nicht Zeit dazu hat, weil er andere Dinge zu thun hat, ganz andere Dinge!“

Wie sie so im Sonnenschein dahin schritt, sah sie aus wie eine der schönen Töchter eines der alten Zanberer aus meines Bruders Hüchern. Ob der alte Herr nicht doch wohl am Ende Gold machte?





Mein gutes Herz und mein Segnerbewußtsein waren gleichmäßig in dem dämmen Jungen getränkt; ich nahm mir fest vor, nicht mehr zu ihr in den Garten zu gehen. Trotzdem stand ich am andern Tage pünktlich an der gewohnten Stelle, und am nächsten wieder, so ging es fort die ganze Ferienzeit hindurch.

Die kleine Lese lernte fabelhaft leicht; ich hätte so etwas nie für möglich gehalten. Was aber blieb mir übrig, ich mußte mit. Zwar schämte ich mich etwas vor meinen Mitschülern, die täglich kamen, um mich abzuhören, und die natürlich von dem Verkehr mit dem Mädchen nichts wissen durften. Die Stunde von eins bis zwei hatte ich mir dadurch freigehalten, daß ich verzeilerte, Papa schickte ich mir dadurch freigehalten, daß ich verzeilerte, wie es auch in Wahrheit der Fall war; sonst aber kamen sie zu jeder Tageszeit, und wie würden sie mich ausgelacht haben, wenn sie mich schon bei Beginn der Ferienzeit hinter den Büchern angetroffen hätten. Um dieser Gefahr zu entgehen, kehrte ich frühmorgens aus dem Garten ab, und in dem Wetter, in einem Winkel des Gartens oder des Speichers ein und lernte, daß mit der Kopf rauchte. Es war recht un bequem. Einmal entdeckte mich meine Mutter und rümpfte meinem Bruder diesen bewunderungswürdigen Fleiß. Der sah mich von der Seite an, als ob er fragen wollte: „Das war doch sonst nicht so?“ und erwiderte: „Es sind die ersten Hörner, die er sich abläßt.“

Manchmal fragte mich die Kleine nach dem Gymnasium. Wie viel Jungen dort wären, ob sie größer oder kleiner als ich seien und wie lange sie dort blieben. Ich erzählte ihr dann von den einzelnen Klassen und den Besetzungen. Sie wollte wissen, wodurch sich die Klassen von einander unterscheiden.

„Du siehst Du“, sagte ich, „das weiß ja eigentlich Jeder. Die Hauptfächer sind die Mathem. In Sexta giebt es eine rote, in Quinta eine grüne, Quarta hat dunkel- und Tertio hellblau; in Secunda aber und Prima haben sie weiß. Welche Farbe findest Du am schönsten?“

Sie starrte vor sich hin und meinte, es könne sicher nicht in den Mägen liegen, und wenn man fleißig sei, könne man mit der roten Mägen nach Prima kommen.

Das mußte ich doch entschieden besser wissen; ein Primaner mit der roten Mägen — der Gedanke war unerhört. Nur ein Mädchen konnte so sprechen. Zum ersten Mal hatten wir einen richtigen Streit mit einander. Sie wurde sehr zornig und erklärte, sie würde die rote Mägen ihres todtten Bruders bis Prima tragen, ja noch länger, bis sie Student würde. Sie hätte schon einen Studenten mit einer roten Mägen gesehen. Was ließ sich da jagen, ein Mädchen blieb eben ein Mädchen.

Ein andermal fragte sie mich, ob ich zu Michaeli in der grünen Mägen kommen würde. Ich entgegnete, das wäre nicht annehmbar, da ich erst von Neujahr auf der Klasse sei, und ich würde wohl bis nächste Ostern sitzen bleiben. „Ich werde jedes halbe Jahr versetzt werden“, sagte sie zwerfisch, „und ich schäme mich, mit einem so faulen Jungen zu lernen, der länger als ein Jahr auf einer Klasse sitzen will.“

Das war mir doch zu arg und sie mußte den Ausdruck zurücknehmen. Sie war aber nur zu bewegen, „faul“, „dumm“, zu setzen, „denn wer nicht faul ist und nicht dumm, kommt auch im halben Jahr herunter“, sagte sie: „mein Bruder sollte es auch.“

Trotz ihres bewirkten Wesens gewann ich die Kleine täglich lieber und hätte sie gar zu gern einmal in unsern Garten genommen. Mein Bruder hatte mir eine Schaufel gemacht und ich besah in einer Ecke einen kleinen Garten für mich — einen richtigen Springbrunnen auf einem winzigen, grünen Rasenplatz. Unter feiner Bedingung hätte ich es damals mir eingelassen, aber im Grunde hatte ich dieses Wunderwerk nur hypothetisch ausgeführt.

Lange überlegte ich, wie ich sie herüberbringen könnte. Klettern konnte sie, ich hatte sie oft auf den hohen Kirchtürmen sitzen sehen, und die Mittagszeit kam die alte Lene wirklich niemals in den Garten.

„Wißt Du nicht auch einmal in unsern Garten kommen?“ fragte ich sie eines Tages.

„Zu mir?“ entgegnete sie scharf.

„Zu mir.“

„Zu meinen Schwestern“, verbeisterte ich erröthend.

„Zu welcher Schwester?“

Ich zögerte mit der Antwort. So wenig ich sonst die Mädchen mochte, in diesem Augenblick hätte ich mich eine ganze Auswahl von Schwestern gewünscht. Zu welcher? Es war wirklich eine heisse Frage. Zu dem kleinen, bunten Ding, der Hise, die noch nicht richtig sprechen konnte, gewiß nicht; so sagte ich denn auf gut Glück: „Zu Johanna.“ „Zu der mit dem Strickzeug?“

Ihre Rollen spielten blästen sich, wie immer, wenn sie etwas Hochmütiges sagte, und ich schweigend ganz beschämt. Nein, es war nicht möglich, daß sie zu der mit dem Strickzeug kam; es war überhaupt nicht möglich, daß sie uns besuchte, die alte Lene ganz aus dem Spiel gelassen. Sie war ja etwas ganz anders als wir; gerade wie ihr Vater ganz anders war, als alle unsere Brüder, — als ich wieder in meinem kleinen Garten saß, zerdrückte ich eine Wehmuthsthräne.

Gegen Ende der Ferien wurde sie sehr still. Ich schob es auf den Trennungsschmerz; es galt aber nur der Grammatik.

„Könntest Du sie mir hier lassen?“ fragte sie.

Ich versicherte, daß es ganz unmöglich sei, und sie schweigend traurig. Am letzten Tage reichte sie die ohne ein Wort zu sprechen durch das Strickzeug, während große Thränen über ihr Gesicht liefen. Das entwarfente mich vollständig. Wie ein Vorkar kam ich mir vor. Schnelle Pläne von

geammelten Taschengeldern, geschickten Buchbindehänden, neuen, glänzenden Gewändern der alten abgerissenen Grammatik meines Bruders, durchstreuten mein Gehirn.

„Du magst sie behalten; ich schenke sie Dir“ sagte ich großmüthig. Sie sagte in heller Freude meine Hand.

„Du bist ein guter Junge“ und ihren Ellenbogen an sich drückend, tangte sie beglückt davon. Ich hatte ihr gesagt, daß ich am andern Morgen in aller Frühe fort müßte, und ich hoffte, sie würde Abends noch einmal an den Zaun kommen; aber vergebens strich ich stundenlang im Garten umher — sie ließ sich nicht blicken.

Meine Lehrer und Mitschüler waren erstaunt, ob der Aenderung, die mit mir vorgegangen. „Junge“, sagte der Ordinarus, als ich einen nach dem andern „schmick“, „welch ein Geist ist in Dich gefahren?“

Ich sah Erster, und sie wußte es nicht! Aber vielleicht sprach es sich in der Stadt herum — aus unserm Städtchen war noch nie einer Erster gewesen — vielleicht erfuhr sie es. Und zu Michaeli sollte sie mich in der grünen Mägen sehen. Ich sagte meinen Bruder wahrhaft in Verzweiflung mit meinen ewig ihm zur Correctur vorgelegten Extra-Exercitien. „Mein Himmel, Mägenchen“, sagte er, „welch ein gewaltiger Mühselthier siecht in Dir kleinen Menschen? Was bezweckst Du eigentlich damit.“ Ich erklärte, daß ich zu Michaeli in die Quinta kommen wollte. „Dem Bräutigam ist die Hise zu Kopfe gestiegen“, sagte mein Bruder, und die halbe Sekunda war darüber einig.

„Hätte sie mich doch sehen können am dem großen Tage! Wie ich stolz und glücklich mein Zeugnis zugleich mit einer Prämie aus der Hand des Ordinarus empfing, wie ich stolz und glücklich, die grüne Mägen auf dem Kopfe, unter den rothmüthigen Altersgeringen der Heimath zuelte. Heute lachten sie nicht mehr; sie staunten mich wie ein Wunderthier an und schüttelten ihre rothen Häupter. Ich konnte nicht bis zum andern Tage warten, ich mußte sie noch am Abend sprechen. Sobald die ersten Begrüßungen und Freudenbezeugungen der Meinen vorüber waren, schlich ich mit der grünen Mägen, der Prämie und dem Zeugnis in den Garten. Sie stand nicht am Zaun, wie ich erwartet hatte; aber war es Luntenermuth, der mich besetzte, war es die feste Ueberzeugung, daß der Herr Pfarrer nie im Garten sei — ich wagte mich ohne ihren Schutz in das geheimnißvolle Reich. Sie war nicht im Pflanzhäuschen, auch nicht in der Gesellschaftsloge; weiter und weiter drang ich vor, stets gewiss, sie in dem warmen Abendsonnenschein mit ihrem Busche auf irgend einer Bank unter irgend einem Baum zu finden. Schon stand ich vor der Siebelsche des Hauses, deren untere Fenster geöffnet waren. Ein scharfer Blick rings umher, dann erklimmte ich die Fensteröffnung und schaute hinein. Da war sie. Sie lag im Bette, die schwarzen Locken weit über das Kissen verstreut; aber sie konnte nicht schlafen; sie sah nicht im Geringsten müde und blaß aus; ihre Wangen glühten gleich Purpur und ihre Augen erglänzten in hellem Feuer. Im Nu war ich unten und kniete an ihrem Bett. Ihr Blick streifte meine grüne Mägen.

„Siehst Du“, sagte sie, „ich wußte wohl, daß man es erreichen kann.“

„Ich habe noch mehr“, rief ich freudestrahelnd.

Sie nahm das Zeugnis und die Prämie und betrachtete Beides eingehend.

„Sehr hübsch“, sagte sie, „nicht mit dem Kopfe, mein todtter Bruder hat auch eine Prämie bekommen. Er kam auch im halben Jahr nach Quinta, und in den Ferien starb er.“

„Wo ist er denn begraben?“ fragte ich.

Ich kannte alle Kindergräber auf dem Kirchhofe.

„Nicht hier, wo wir früher waren.“ Sie neigte mit der kleinen, heißen Hand unter dem Kopfkissen und brachte die Grammatik hervor.

„Es ist gut, daß Du wieder da bist; man kann sich so schwer in den Büchern zurecht finden. Höre, ob ich nichts vermissen habe. „Mensa, mensae, mensae, mensam, mensa, mensa.“

Ihr Athem ging kurz; ihre Brust hob und senkte sich, wie die eines kleinen rüchigen Vogels.

„Du hast nichts vergessen“, beistete ich mich zu sagen.

„Ich glaube es auch nicht“, lächelte sie. „Aber laß mich die Conjugationen sagen. Amo, amas, amat, amamus, amatis, amant. Amabam, amabas — sie legte die Hand an die Stirn. „Der Kopf thut so weh; ich will es Dir morgen sagen. Ich habe die Conjugationen durchgenommen; kann man damit auf das Gymnasium?“

Eine heiße Schamröthe bedeckte meine Wangen. „Ich habe die Unwahrheit gesprochen“, sagte ich, „damals; man braucht gar kein Latein, um nach Sexta zu kommen.“

„Das ist nicht wahr“, erwiderte sie scharf; mein Bruder konnte viel Latein, als er hintam.“

Gleich darauf lächelte sie mich wieder an und sagte meine Hand. „Du bist ein guter Junge und Du kommst morgen in den Garten, nicht wahr?“ Ich nickte und blickte ängstlich nach der Thüre des Nebenzimmers, in dem sich Schritte vernehmen ließen.

„Fürchte Dich nicht, es ist nur die Christine“, sagte sie traurig.

Ich aber ließ ihre Hand los, sprang auf, warf in der Eile einen Blick auf, um schwang mich zum Fenster hinaus und stand nach wenig Sägen wohlgebozgen im ertlerischen Garten.

Am andern Nachmittag war sie nicht am Zaun. Dagegen kam die Christine zu uns und bat um etwas Eis, die Kleine hätte starke Hise im Kopfe und sollte Eisumschläge bekommen.

Am nächsten Tage hieß es, sie wäre sehr krank und würde sterben. Ich kann nicht sagen, wie mich das Wort damals packte. Ich meinte nicht; aber ich wanderte ruhelos im Hause umher, und jeder Pfiffen hieß mich in der Seele sterben. Sie konnte nicht sterben, es war nicht möglich.

Abends schlich ich mich über den Gartenzaun an das Fenster des Krankenzimmers. Die Läden waren geschlossen; aber sie hatten breite Spalten, durch die man hindurch sehen konnte. Trübe flackerte die Nachtflamme und warf ihren unstillen Schein auf den grauen Kopf des alten Pfarrers, der beide Hände vor das Gesicht gedrückt an dem Bette saß, auf dem sie mit ihren feurigen Wangen und glänzenden Augen lag.

„Du siehst gewiß noch nicht!“ Sie sah schöner und frischer aus, als in ihren besten Tagen, und mit einer so lauten Stimme, wie ich sie noch nie bei ihr gehört, rief sie, daß es in den Garten schallte: „Mensa, mensae, mensae.“

Getröstet ging ich nach Hause und zu Bett. Die ganze Nacht träumte ich von ihr, wie sie in dem Pflanzhäuschen auf der Karre saß und mit Stentorstimme ihre Destinationen rief.

Als ich am andern Morgen erwachte, war sie todt. Ich hätte sie jögern als Leiche gesehen; aber ich wagte nicht hineinzu gehen. Drei Tage lungerte ich um das gesüchtete Haus herum in der Hoffnung, es würde Jemand kommen und mich herein rufen. Niemand rief mich, aber Schwester Johanna kam mit einem Myrthenkranz und nahm mich mit. Da lag sie in einem weißen Leide — so groß, so schön; aber die rothen Wangen waren blaß geworden, die glänzenden Augen geschlossen, und der schmerzliche verzogene Mund konnte nie mehr mensa bestimmen. Als Johanna ihr das Kränchen auf die Loden legte, brach ich in einen wilden Thränenstrom aus. „Still Mägenchen, das schickst sich nicht“, sagte die Schwester und führte mich fort.

Die kleine Hise wollte durchaus mit mir auf den Kirchhof gehen; ich that ihr gern alles zu Gefallen; aber dies ging wirklich nicht an. Ich verließ heimlich das Haus und kam auf Umwegen nach dem Kirchhof. Jitternd trat ich an das offene Grab. Es war schon mit Blumen geschmückt, trotzdem er sich mir der Gedächtnis schiedlich, darin zu liegen. Wenn ich es hätte erporen können!

Da kamen sie. Der schmale, schwarze Sarg schwannte auf den Schultern der Träger, und der große Vater schwannte zwischen mehreren Amtsbritten hinterher. Die angesehensten Männer der Stadt folgten. Die verwesene Christine kam mit Blumen und Handtüchern.

Der Sarg wurde auf die quer über der Grube liegenden Bretter gestellt, die Handtücher wurden unten hindurchgezogen; dann nahm die Bretter hinweg, und er schwannte, schwannte — langsam — hinunter — bis er sein Ziel erreicht. Ob in dem unruhigen Körper darinnen jetzt die Conjugationen und Destinationen zusammengefallen werden? dachte ich.

Tiefe Stille — dann ein unartificieller Schmerzenslaut, der alle Pfarrer wachte an die Brust. Er war eine Hand voll Erde hinab und begann: „Im Namen des Vaters, des Sohnes und — die Stimme schlief in die Hölle über, er selbst lag ohnmächtig in den Armen der Junäbtschleiden. Einer der Amtsbrüder vollendete das Gebet. Still ging ich in der Menge nach Hause.

Als es dämmerte, pflückte ich einen Strauß weißer Afters und ging nach dem Kirchhof zurück. Lange lag ich auf dem verlassenen Grabe und weinte. So oft mir aber die Worte mensa und amo zu Gesicht kamen, habe ich an die rührende Gestalt des einjahren Kindes und an den kleinen schwannten Sarg denken müssen, und wenn ich in späteren Jahren die reichlich ermessenen Hoffnungen meiner Eltern und Lehrer nur in geringem Maße erfüllte, trägt er die Schuld daran.

### Mannigfaltiges.

#### Säcular- und Semiführartage.

Ma 1887.

11. 11. Mai 1787. Geboren in Brüssel Fürst A. C. F. von Windischgrätz, österreichischer Feldherr, machte die Feldzüge von 1805 und 1813 — 15 mit, erlitt viele auf, zuletzt bis zum Feldmarfchall, kämpfte 1813 und 1814 gegen die Aufständischen in Böhmen, Wien und Ungarn, wurde aber nach Verlust mehrerer Befehle abberufen, gestorben 21. März 1862 als Reichsfürstaber der Bundesstellung Mainz.

#### Rebus.

[Abbildung verlor.]



#### Enoogriff von Verthold Arnau.

Wohlfar sieht man sie bei Reichen und sie werden hohe Frauen; Mümmel du fort das erste Zeichen, Sind im Bilde sie zu schauen.

#### Sösungen aus Nr. 18.

1. Rebus: Für das Glück der Thoren ist niemals der Reize geboren. — 2. Enoogriff: Nachtsicht — Nach Sicht. (Zählungsreihe auf Rechten). — 3. Palindrom: Gitter — Kette. — Dedictiv: Aufgabe.

Es will die Blume sich entfalten Nach langen Winter schon und rein, Schon laßt ein milder Sonnenchein Sie lebensfrüh zu gestalten. Da nicht sie jun, matt und verzagt, Die Wurzel ward vom Wurm zerragt.

#### Correspondenzen.

- G. S. 1 und 4 richtig. Laura (Abtheilung) in W., Ernst (Hilflich), Selma S. 1 bis 3 richtig. Geschwister K., A. S., 2 u. 3 richtig. Ernst S., M. S. 3 richtig. Hann. (Kreuzen). 2 und 3 richtig, 1 nicht ganz. Aug. (Kette). 2-4 richtig, 1 nicht ganz.